

Probleme der Prototypensemantik

Wolfgang Raible
München, 27.9.2000

1 Zwei Konzeptionen von Semantik

Seit über 2000 Jahren gibt es ein semantisches Zeichenmodell, das der Stoiker. Es hat die drei Pole *semainómenon*, *semaînon* und *tygchánon*, d.h.: ‘das Bedeutete’, ‘das Bedeutende’, also den Lautkörper, und das, was damit bezeichnet wird. Seit der Mitte des vergangenen Jahrhunderts gibt es eine strukturelle oder Merkmalsemantik, die dem Modell der phonologischen Analyse folgt: durch Vergleich von Zeichen wird festgestellt, worin, also in welchen Merkmalen sie sich unterscheiden.

Seit dem Beginn der 70er Jahre kam nun eine weitere Art von Semantik hinzu. Sie ist verbunden insbesondere mit dem Namen von Eleanor Rosch, einer an der Harvard University promovierten Psychologin, die Berkeley lehrt und sich besonders interessiert für die Kategorisierung von Objekten und Ereignissen (categorization of objects and events), nebenbei auch für Buddhistische Psychologie.

Ihr geht es also um ein Grundproblem menschlicher Wahrnehmung: wir nehmen nicht Originale wahr, sondern immer, durch Kategorisierung hindurch, Modelle von Originalen. Die Wahrnehmung von Originalen in all ihrer Vielfalt und Detailliertheit würde uns völlig überfordern, zudem würde sie uns wenig Information bringen, da Information immer erst durch Weglassen, also durch Selektion entsteht.

So lauten die Themen von Eleanor Rosch: “Basic objects in natural categories”, ein Buch von 1975; “Natural Categories”¹, “On the internal structure of perceptual and semantic categories”², “Universals and cultural specifics in human categorization”³, “Cognitive Reference Points”⁴, “Cognitive Representations of Semantic Categories”⁵, “Classification of real-world objects: Origins and representations in cognition.”⁶, “Linguistic Relativity”⁷, “Human Categorization”⁸, “Principles of Categorization”⁹, “Family Resemblances: Studies in the Internal Structure of Categories”¹⁰, “Basic Objects

¹*Cognitive Psychology* 4: 1973, 328—350.

²T. E. Moore (ed.). *Cognitive development and the acquisition of language*. New York & San Francisco & London 1973.

³In: R. W. Brislin & S. Bochner & W. J. Lonner (eds.). *Cross-cultural perspectives on learning*. New York 1975, S. 177—206.

⁴*Cognitive Psychology* 7: 1975, S. 532—547.

⁵*Journal of Experimental Psychology*. 104: 1975, 192—233.

⁶In: P. N. Johnson-Laird & P. C. Wason. *Thinking. Readings in Cognitive Science*. Cambridge & London & New York & Melbourne 1977.

⁷ebd., S. 501-519.

⁸In: N. Warren (ed.): *Studies in Cross-cultural Psychology*. Vol 1. London & New York & San Francisco 1977, S. 1—49.

⁹In: Eleanor Rosch & B. B. Lloyd (eds.). *Cognition and Categorization*. Hillsdale/NJ 1978, S. 27—48.

¹⁰*Cognitive Psychology* 7: 1975, S. 573—605. [Mit C. Mervis]

in Natural Categories.”¹¹.

Zusammen mit dem an der École Polytechnique und im CNRS tätigen Francisco J. Varela und Evans Thompson hat sie 1991 das Buch *The embodied mind: cognitive science and human experience* veröffentlicht¹².

Nehmen wir als Beispiel “Principles of Categorization”: Wir erfahren hier zunächst, daß Kategorisierung nicht arbiträr oder historisch zufällig ist, sondern zwei Prinzipien folgt:

- Dem Prinzip der kognitiven Ökonomie, “in order to reduce the infinite differences among stimuli to behaviourally and cognitively usable proportions”. Es geht also um Selektion und Vereinfachung bzw. Reduzierung auf allgemeinere Prinzipien.
- Das zweite Prinzip, so sagt sie, sei eine gewissen Widerspiegelung der wahrgenommenen Welt und der Beziehungen, die hier beobachtet werden können: Flügel seien häufiger gefiedert als bepelzt.

Eleanor Rosch macht dann eine Unterscheidung zwischen vertikaler und horizontaler Kategorisierung. Bei der vertikalen Kategorisierung geht es um die Inklusion von Klassen: ‘Dackel’ ist in ‘Hund’ enthalten, ‘Hund’ in ‘Säugetier’, ‘Säugetier’ in ‘Lebewesen’ etc. Bei der horizontalen Kategorisierung geht es um die Unterschiede von Klassen gleicher Hierarchiestufe bzw. gleichen Abstraktionsgrades – etwa ‘Auto’, ‘Hund’, ‘Stuhl’. Diese Ebene nennt sie ‘basic level categories’. Als Ähnlichkeit zwischen den Objekten einer Kategorie wird definiert die Differenz zwischen der Summe der gemeinsamen Merkmale und derjenigen der unterschiedlichen Merkmale. Objekte, die in die Grundkategorien gehören, haben daher untereinander eine relativ größere Ähnlichkeit als solche, die in eine übergeordnete Kategorie gehören: dort gibt es weniger Gemeinsamkeit und mehr Differenz. Umgekehrt gibt es unter Objekten, die zu untergeordneten Kategorien gehören, zu viel Ähnlichkeit. und zu wenig Differenz.

Typisch für die Objekte, die zu den Basiskategorien gehören, ist nun, daß die Merkmale, die sie aufweisen, nicht alle gleichwertig sind: es gibt typischere und weniger typische – Paradebeispiel sind in der Regel Tiere wie Vögel. Das Korrelat zu den typischen Merkmalen ist, daß sie zu einer *Familienähnlichkeit* unter den Objekten führen, die zu der Kategorie gerechnet werden. Eine sogenannter prototypischer Vertreter der Kategorie braucht dabei nicht zu existieren, er kann es aber.

Wenn man die Merkmal- mit der Prototypensemantik vergleicht, sieht man un-
schwer, daß sie eines gemeinsam haben: beide Konzeptionen arbeiten mit Merkmalen. Objekte, die zu Kategorien gehören, unterscheiden sich ja von anderen durch unterschiedliche Merkmale, während sie dadurch ähnlich sein können, daß sie auch Merkmale gemeinsam haben. Der Stamm eines umgefallenen Baums hat mit einem Kü-

¹¹*Cognitive Psychology* 8: 1976, 382—436. [zus. mit C. B. Mervis & W. D. Gray & D. M. Johnson & P. Boyes-Braem]

¹²Varela, Francisco J. & Thompson, Evan & Rosch, Eleanor. 1991. *The embodied mind: cognitive science and human experience*. Cambridge/MA: MIT Press.

chenstuhl oder einem Fahrradsattel wenig gemeinsam, aber das Merkmal: man kann sich darauf setzen, gilt für alle drei.

Die Unterschiede zwischen den beiden Konzeptionen scheinen nur darin zu liegen, daß die Merkmalsemantik so lange Merkmale aufzählt, bis sie zur Definiton ausreichen – etwa in einer Begriffsdefinition im Petit Robert: Unter ‘dessin’ finde ich dort:

- Représentation ou suggestion
- des objets
- sur une surface
- à l’aide de moyens graphiques

Das sind genau vier Bestimmungsstücke. Die Prototypensemantik würde hier bestimmte Merkmale wohl stärker gewichten können als andere (für das vorhergehende Beispiel z.B.: entscheidend ist ‘zum Sitzen’), und sie würde solche Merkmale hinzufügen können wie: ‘Zeichnung ist etwas, was Picasso oder Leonardo da Vinci oft gemacht haben’ etc. Oder um es mit einer Magisterarbeit zu sagen, die wohl bei Horst Geckeler in Münster entstanden ist – ihr Autor heißt Philipp Overberg¹³:

Merkmalsssemantik und Prototypensemantik unterscheiden sich also hinsichtlich der Methode der Bedeutungsbestimmung lediglich dadurch, daß eine mit Hilfe der Prototypensemantik getroffene Aussage über eine Bedeutung eine Erweiterung gegenüber einer mit Hilfe der Merkmalssemantik getroffenen Aussage darstellt. Die Erweiterung trägt einer anderen Auffassung von der Natur von Kategorien Rechnung und berücksichtigt zusätzlich zu den Merkmalen der Merkmalssemantik noch weitere, ‘enzyklopädische’ Merkmale. Insofern kann Prototypensemantik als Methode der Bedeutungsbestimmung nicht als Alternative zur Merkmalssemantik, sondern als weniger strenge, ‘korrigierte’ Version der Merkmalssemantik bezeichnet werden. Der Prototypenansatz ist “another way of looking at compositional analysis which makes it less obviously defective” (J. Lyons 1995, S. 116).

2 Eine etwas distanzierterer Blick

Ganz so einfach liegen die Dinge nun aber doch nicht. Was manchen als gleiche oder ähnliche Ansätze erscheinen mag, sind meines Erachtens zwei sehr verschiedene Dinge. Ich will mit einer Gauger-Reminiszenz beginnen.

Hans-Martin Gauger hat verschiedentlich Kritik geübt an begrifflicher Unschärfe in der semantischen Diskussion. Und zwar hat er gezeigt, daß der Begriff ‘Bezeichnung’ hier keinesfalls so eindeutig gebraucht wird, wie man dies für wissenschaftliche

¹³*Merkmalssemantik vs. Prototypensemantik. Anspruch und Leistung zweier Grundkonzepte der lexikalischen Semantik*, Magisterarbeit Münster 1999.

Begriffe idealerweise fordern müßte. ‘Bezeichnung’ wird vielmehr in drei verschiedenen Bedeutungen verwendet.

- Wie alle deutsche Nomina, die auf *-ung* enden, kann mit ‘Bezeichnung’ der Akt des Bezeichnens gemeint sein.
- Die zweite Bedeutung von ‘Bezeichnung’ ist, im Gegensatz zur sprachlichen ‘Bedeutung’, das ‘Bezeichnete’ oder *designatum*. Bezeichnung ist dann im Sinne von Alan Gardiner “the thing meant” oder in der stoischen Terminologie das *tygchánon*. Der genauere Begriff wäre hier also ‘Bezeichnetes’, gegenüber ‘Bedeutetes’, also nicht ‘Bezeichnung’.
- Schließlich ist ‘Bezeichnung’ in einem dritten Sinne ‘Bezeichnung für etwas’ – hier spiegelt der Begriff dann wider, daß Bezeichnungen ein nicht-sprachliches Wissen über das implizieren, was sie bezeichnen.

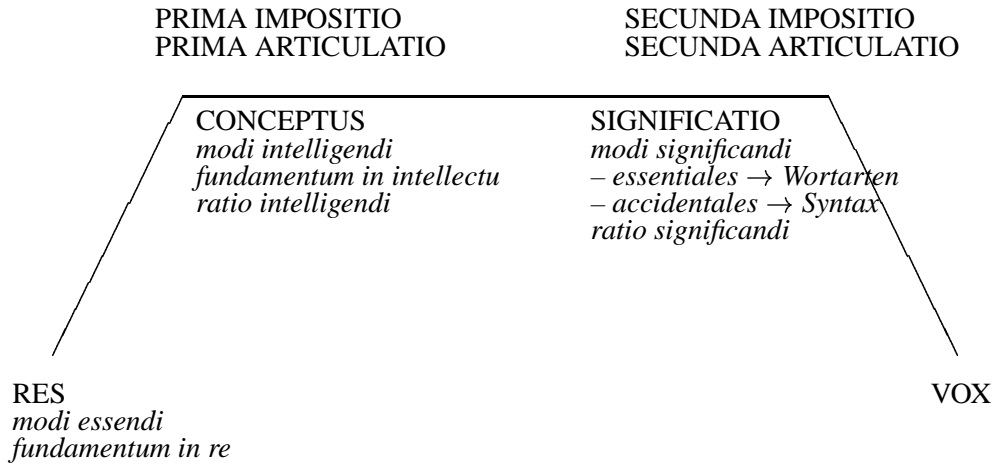
Was hier mit dem Begriff ‘Bezeichnung’ in der Diskussion von Zeichenmodellen geschieht, ist also nichts anderes, als ein klassischer Fall von Konfusion, von Begriffsvermengung. Eine solche Konfusion von Begriffen kann außerordentlich gefährlich sein, denn – wie schon die Scholastiker wußten: “Viel schneller geht die Wahrheit aus dem Irrtum hervor als aus der Konfusion” – *citius emergit veritas ex errore quam ex confusione*.

Ebenfalls schon vor Jahren habe ich deshalb vorgeschlagen, man brauche, um die Fragen, die Hans-Martin Gauger anhand der Konfusion um den Begriff ‘Bezeichnung’ gestellt hat, adäquat beantworten zu können, ein geändertes, erweitertes Zeichenmodell.

Um ein adäquates Modell zu finden, braucht man nur ein paar Jahrhunderte zurückgehen und auf die Scholastik zurückzugreifen, und zwar speziell auf die zweite Phase der Scholastik, die sogenannte ‘Hochscholastik’ zwischen 1240 und 1300. Hier gibt es eine Reihe von Wissenschaftlern, die sich speziell mit der Grammatik befaßt haben, die sogenannten Modisten, also Gelehrte wie Siger von Kortrijk, Siger von Brabant – den wir bei Dante in der Hölle wiederfinden –, Michel de Marbais, Boethius de Dacia oder Thomas von Erfurt. Es handelt sich um die sogenannten *Modisten*. Sie haben ein Zeichenmodell entwickelt, das – wie Roman Jakobson des öfteren unterstrichen hat – den derzeitigen Zeichenmodellen weit überlegen ist. Sie haben sich nämlich gefragt, was eigentlich geschieht, wenn wir beim Sprechen Zeichen gebrauchen und umgekehrt, wenn wir als Hörer sprachliche Zeichen hören. Am besten wird dies deutlich an der zweidimensionalen Darstellung auf der folgenden Seite¹⁴:

¹⁴Aristoteles definiert in den *Analytica Posteriora* c. 33; 88 b 30ff., was den Unterschied zwischen Wissenschaft (*epistēmē*) und einer Meinungs-basierten ‘Ars’ (*dóxa*) ausmacht: eine Wissenschaft muß den Prinzipien der Vernunft folgen, also rational sein und einen Gegenstand haben, der für alle Menschen derselbe ist. Dies war für die scholastischen Modisten der Stimulus dafür, aus einer traditionellen *Ars grammatica* eine Universalgrammatik zu machen, die sich des Lateinischen nur als eines Modells für die Exemplifizierung dessen bedient, was in ihren Augen ‘Grammatik’ bedeutet.

Zeichenmodell der scholastischen Modisten



Vgl. zur scholastischen Zeichenkonzeption Wolfgang Raible, “Comment intégrer la syntaxe dans la sémantique? La solution des grammairiens scolastiques”, in: “*Romania ingeniosa*”, *Festschrift für Gerold Hilty*, ed. Georges Lüdi, Hans Stricker, Jakob Wüest, Bern (Lang) 1987, S. 497–510.

Wenn wir etwas bezeichnen wollen, z.B. etwas Konkretes, eine ‘res’, so müssen wir sie erst in einem Akt der *Apprehension* wahrnehmen. Wir bilden uns daher in einer *prima impositio* oder *prima articulatio* einen *conceptus*, also eine ‘Vorstellung’ von der Sache. Dies ist extrem wichtig: Die Sachen, über die wir reden, existieren ja nicht per se. Daß wir uns Vorstellungen von ihnen bilden, ist ein *kognitiver Akt*, der wie jeder Akt unsere Aktivität voraussetzt. Die Dinge haben ihre *modi essendi*, also ihre unterschiedlichen Existenzweisen. Der *conceptus* dagegen ist, als aktives Produkt, ein Produkt unserer *modi intelligendi*, also der Arten des Wahrnehmens. Ich nehme etwas als Farbe, als Körper, als Gestalt, als Lebewesen, als etwas Bewegtes, als etwas Ruhendes usw. wahr.

Das, was die Modisten *prima impositio*, also eine erste Aufprägung auf die Realität durch meine Vorstellung, genannt haben, oder auch *prima articulatio*, das ist in unserer heutigen Vorstellungswelt übersetzt eine Art erstes Modell, das wir uns von der Sache machen, um die es geht.

Etwas ganz Anderes als dieses erste Modell, die erste *impositio*, ist das, was wir mit der Versprachlichung als *secunda impositio* oder *secunda articulatio* vornehmen. Wir bilden aus dem ersten Modell, dem der Vorstellung, ein zweites Modell, die sprachliche Bedeutung, die *significatio*. Wir wählen dabei nur bestimmte Merkmale aus der Vorstellung aus. Wir fügen aber gleichzeitig noch etwas hinzu, was den betreffenden scholastischen Grammatikern ihren besonderen Namen, den der Modisten, eingebracht hat: Wir kleiden diese sprachliche Bedeutung in einen *modus significandi*, eine

bestimmte Art des Bedeutens – wir geben ihnen nämlich eine grammatische Form. Beispielsweise kleiden wir sie in die Form eines Nomen, eines Adjektivs, einer Konjunktion, eines Verbs.

Ich will nun zwei entscheidende Vorteile dieses Zeichenmodells erwähnen:

1. Zunächst einmal klärt es die Fragen, die Hans-Martin Gauger anhand der verschiedenen Bedeutungen des Terminus ‘Bezeichnung’ gestellt hatte – und stellen mußte: Bezogen auf das vierpolige Modell der scholastischen Modisten bedeutet ‘Bezeichnung’ als Akt des Bezeichnens den Akt, von einer *res* zu einer *vox* oder von einer *vox* zu einer *res*, also von dem Designatum zum Zeichenkörper oder vom Zeichenkörper zum Designatum überzugehen. Die zweite Bedeutung von ‘Bezeichnung’ ist das, was im scholastischen Modell unter ‘conceptus’ säuberlich getrennt von der sprachlichen *significatio* erscheint. Es handelt sich um das Modell₁, die *prima impositio*. Und in diesem Modell₁ steckt wie Hans-Martin Gauger dies ganz zurecht betont hat, selbstverständlich Weltwissen.

Was schließlich die dritte Bedeutung von ‘Bezeichnung’ angeht: Es ist die *res*, die Sache, die bezeichnet wird.

In meinem Kontext ist am wichtigsten, daß scharf getrennt wird zwischen dem, was bei Ogden und Richards an der Spitze des Dreiecks zusammenfällt: zwischen dem ‘Konzept’ auf der einen Seite und der sprachlichen ‘Bedeutung’, der *significatio*, auf der anderen. Es gibt nämlich keine feste Koppelung zwischen Konzepten und sprachlichen Zeichen. Das scholastische Standardbeispiel ist auf der Konzept-Ebene die Empfindung ‘Schmerz’. Mit sprachlichen Zeichen und sprachlichen Bedeutungen kann ich den Schmerz ausdrücken in Form einer Interjektion, ich kann also “*au*” schreien. Ich kann aber genauso gut sagen “*dolor*”, “*caput mihi dolet*”, “*mir tut der Kopf weh*”, “*ich hab Kopfweg*”, “*ich hab Kopfschmerzen*”, aber auch “*me duele la cabeza*”, “*tengo dolor de cabeza*”, “*my head hurts*”, “*I have a headache*”, “*I have a hangover*”, “*j’ai la migraine*”, “*j’ai mal à la tête*”, oder schließlich: “*Seit ich gestern abend diesen verdammten Wein getrunken habe, leide ich permanent*” usw.

Diese Trennung von *conceptus* auf der einen und *significatio* auf der anderen ist also von entscheidender Bedeutung. Hier liegt die größte Sünde, die größte *confusio*, des klassischen Dreiecksmodells der Semantik. Wir verstehen jetzt auch, was das folgende bekannte scholastische dictum besagt: “*voces significantes res mediantibus conceptibus*”: Zeichenkörper (*voces*) bedeuten das, was sie bezeichnen (*res*), vermittelt über Konzepte.

2. Der zweite Vorteil dieses Zeichenmodells besteht darin, daß es im semantischen Modell die Wortarten berücksichtigt, also die *partes orationis* mit ihren verschiedenen *modi significandi*. Da Modell gilt also für Interjektionen, Adjektive, Verben, Nomina etc. gleichermaßen.

3. Von einem dritten entscheidenden Vorteil, der Integration der Syntax in die Semantik, wird noch die Rede sein (u.S. 9).

Das scholastische Modell führt uns also vor Augen, daß das, was wir bezeichnen, also sprachlich ausdrücken wollen, nicht per se strukturiert ist. In manchen Fällen mag die Strukturierung in relativ naheliegender Weise in der Objektwelt vorgegeben sein – nichtsdestoweniger ist *jede* Wahrnehmung zunächst ein strukturierender kognitiver Akt der Apprehension. Erst dadurch, daß wir uns in der Wahrnehmung ein erstes Modell, eine Vorstellung bilden, strukturieren wir. Während die Dinge, so wie sie sind, ihre physikalischen *modi essendi* und ihr *fundamentum in re* besitzen mögen, hat der *conceptus*, die ‘Vorstellung’, seine Fundierung in den Arten der Wahrnehmung, in den *modi intelligendi*.

Allein die Tatsache, daß wir den gleichen ‘objektiven’ Sachverhalt in ganz verschiedener Weise wahrnehmen und dementsprechend ausdrücken können, zeigt die aktive Leistung des Intellekts, also der Vorstellung. Man braucht dabei nur auf so bekannte Beispiele zu verweisen wie denselben Sachverhalt, der vom einen als halb leeres, vom anderen als halb volles Glas bezeichnet wird. Man braucht nur an die Relativität von Größe usw. zu denken. Ebenso deutlich ist die ganz lose Verknüpfung zwischen dem ersten, kognitiven Modell (*conceptus*) und dem zweiten, sprachlichen (*significatio*): ein- und dasselbe Konzept kann nicht nur in einer bestimmten Sprache ausgedrückt werden, sondern in allen anderen mir zu Gebote stehenden.

3 Eine Re-Interpretation von Merkmalsemantik und Kognitiver Semantik bzw. Prototypenlehre

Die Konsequenz, die ich für die Unterscheidung von Prototypenlehre und Merkmalsemantik ziehen möchte, ist die: Merkmalsemantik befaßt sich mit der *significatio* im scholastischen Modell, also mit etwas Einzelsprachlichem. Die Prototypensemantik ist dagegen eine kognitive Semantik, in der es primär um Konzepte geht, um kognitive Kategorisierung, um “principles of categorization”, um Wahrnehmung, *nicht* um Sprache. Um Sprache geht es nur insofern, als, so ganz richtig Eleanor Rosch, Kategorien mit Wörtern bezeichnet werden können: “categories are concepts designable by words”. Die Kategorien, um die es der kognitiven Semantik geht, sind Konzepte, keine – notwendigerweise *einzel*sprachlichen – Wörter.

Dennoch ist die Prototypenlehre gerade auch im sprachlichen Bereich aufschlußreich, wenn auch auf eine einigermaßen andere Weise. Man muß sich nur einmal vergegenwärtigen, daß unsere menschlichen Sprachen – ob als Gebärdensprachen oder als Lautsprachen – eine ganze Menge gemeinsamer Charakteristika aufweisen. Dazu zählt, daß sie alle mit Zeichenklassen oder Wortarten arbeiten. Diese Wortarten binden als *modi significandi* Inhalte in ein kategoriales Korsett. Die Kategorien, die hierbei vorkommen, erfreuen sich weitester Verbreitung über alle möglichen Sprachen hinweg, auch wenn sie in z.T. ganz unterschiedlicher Mixtur in den einzelsprachlichen

Wortarten vorkommen.

1. Personen der Kommunikationssituation, die sich als grammatische Personen in Verben oder als Possessiva bei Nomina finden;
2. Personen spiele in Situationen Rollen, die sich ebenso wiederfinden: z.B. als Agens oder Patiens;
3. die Numerusunterscheidung zwischen dem einen und den vielen, häufig mit Zwischestufen wie Dual und Trial;
4. die Unterscheidung zwischen Belebtem und Unbelebtem, zwischen Menschlichem und nicht-Menschlichem, die in Wortklassen wiederfindet (Klassifikatoren!);
5. Zustands- Ereignis- und Geschehenskonzepte, die sich in verschiedenen Typen von Verben wiederfinden;
6. Phasenkonzepte wie prä-initiale Phase, initiale Phase, Verlauf, terminale Phase und post-terminale Phase;
7. Zeitkonzepte wie 'vorher' und 'nachher', 'früher' und 'später', und natürlich auch die Gleichzeitigkeit von Ereignissen;
8. 'vorher' und 'nachher' können kausal interpretiert werden – also haben wir das Konzept der Kausalität;
9. weiterhin sind wir vertraut mit der Unterscheidung zwischen 'Geschehen' und bewußtem, intentionalem 'Handeln' – was die vorher/nachher-Relation als 'Finalität' interpretierbar macht;
10. es gibt mannigfache Möglichkeiten, die Lokalität und Situiertheit, die grundlegend ist für uns alle, in sprachliche Kategorien einzubringen (z.B. Lokalkasus, Präpositionen);
11. dabei können wieder Sinneseindrücke eine wichtige Rolle spielen: z.B. der sichtbare und der für mich unsichtbare Bereich bei der Deixis etc.
12. wir haben mannigfache Möglichkeiten, in binären Oppositionen Eigenschaften zu unterscheiden – 'groß' und 'klein', 'hoch' und 'tief', 'alt' und 'jung', 'oben' und 'unten', 'gut' und 'schlecht', 'tot' und 'lebendig', 'gleich' und 'ungleich'. In unseren Sprachen finden sie sich als Adjektive wieder, aber z.T. auch als Augmentativ- und Diminutiv-Formen, in anderen Sprachen sind sie die einzigen vorkommenden Adjektive.

Für die scholastischen Modisten waren nun diese Wortarten, die *modi significandi*, eine Art der sprachlichen Modellierung, die wir – an dieser Stelle der Überlegungen völlig zu Recht – als ‘prototypisch’ bezeichnen können: Charakteristisch für alle Verben ist der *modus fieri*, d.h. die Prozeßhaftigkeit. Charakteristisch für die Nomina ist der *modus esse*, also der Modus der Existenz. Der prototypische Modus der Adjektive ist natürlich derjenige, Eigenschaften, *proprietaes*, anzugeben usw.

Daß es sich dabei nur um prototypische Eigenschaften von Wortklassen handelt, war den scholastischen Grammatikern völlig klar: Die Standard-Prüfsteine waren Einwände wie ‘niemand’ oder ‘nichts’ – sie sind zwar Nomina, können aber natürlich nicht den ‘modus esse’, den Modus der Existenz, verkörpern. Die Antwort: Sprachlich werden diese Inhalte so dargestellt, *als ob* sie in den Bereich des *modus esse* gehören würden. Sie sind also untypische Vertreter der Klasse Nomen – prototypisch sind für uns menschliche Agenten.

Eine anderer Prüfstein ist das Verb ‘sein’, dem ja gerade der *modus fieri* abgeht. Prototypische Verben sind für uns Handlungsverben, speziell Verben wie *tun*, *machen*.

Vorher hat sich schon gezeigt, daß Konzepte nicht mit Wörtern gleichzusetzen sind. Sie können mit Wörtern bezeichnet werden – aber eben nicht nur mit einzelnen Wörtern; das tetradische semantische Modell gilt genauso für Zeichenkomplexe. Die Vorstellung ‘Schmerz’ ließ sich ja beispielsweise in einem ganzen Satz ausdrücken, es könnte problemlos auch ein ganzer Text sein. Eine raffinierte Zusatzüberlegung, die die scholastischen Modisten anhand der lateinischen Beispiele angestellt haben, mit denen sie sich immer beschäftigt haben, zeigt noch mehr. Das wesentliche prototypische an Nomina ist, so wissen wir, daß damit der *modus esse* ausgedrückt wird. Dies ist der *modus significandi essentialis* eines Nomens.

Nun gibt es aber noch andere Eigenschaften, die Nomina haben – sie haben beispielsweise im Lateinischen ein Genus, sie haben einen Numerus, sie haben Kasusendungen. Wenn man sich fragt, wozu diese zusätzlichen Eigenschaften, die sogenannten *modi significandi accidentales*, dienen, so kommt man zu der Antwort: Es sind Kongruenzmerkmale, die es uns gestatten, Zeichen aufeinander zu beziehen und dadurch zu größeren Einheiten, beispielsweise zu Syntagmen, z.B. zu Sätzen, zusammenzuordnen. Die *modi significandi* machen ein sprachliches Zeichen also, und dies ist eine weitere essentielle Aufgabe, zu einem *constructibile*, zu einem Baustein in einem größeren Zeichenverband. D.h.: Das semantische Modell der scholastischen Modisten ist so elegant, daß es nicht nur die verschiedenen Wortarten mit ihrer prototypischen Leistung, sondern auch die Syntax in das Modell integriert. Dies zeigt sich in der Definition, die Thomas von Erfurt von der *constructio* gibt:

“constructio est unio constructibilium, ex modis significandi et intellectu causata, ad exprimendum mentis conceptum compositum adinventum.”

Daß die Prototypikalität grammatischer Einheiten auch für Sätze gilt, haben 1980 in einem zu Recht prototypisch genannten Aufsatz Paul Hopper und Sandra A. Thompson

zum Thema ‘Transitivität’ gezeigt¹⁵. Wer den Aufsatz gelesen hat, weiß, warum die Grammatiker immer Sätze wie ‘the farmer kills the duckling’ oder ‘A schlägt B’ als Beispielsätze verwenden.

4 Diachronie des Verhältnisses von *conceptus* und *significatio*

Ich habe eben Überlegungen angestellt zu den Kategorien, die sich in allen möglichen Sprachen in verschiedener Bündelung in den jeweiligen *modi significandi* wiederfinden. Diese Überlegungen haben einerseits gezeigt, daß die Wortarten unserer Einzelsprachen prototypische Eigenschaften haben. Sie machen andererseits deutlich, daß unser menschlicher konzeptueller Apparat Gemeinsamkeiten aufweist, die über alle Sprachen hinweggehen. Der konzeptuelle Apparat, die *conceptus* der Modisten oder die Kategorien von Eleanor Rosch, strukturieren also in ganz essentieller Weise Sprache.

Wenn man den Umgang mit Konzepten als ‘Denken’ bezeichnen will, bedeutet nun auch, daß es in erheblichem Umfang nicht-sprachliches Denken geben muß – auch wenn es uns besonders schwer fallen mag, dies auf den ersten Blick zu sehen. Man kann es im Übrigen bestens belegen an den – glücklicherweise seltenen – Fällen, in denen taubstumme Kinder ohne Laut- und ohne Gebärdensprache aufgewachsen sind.

Ich will aber nicht auf diesen Aspekt eingehen, sondern zugleich darauf hinweisen, wieso es uns so schwer fällt, uns dieses Denken ohne innere oder äußere Sprache vorzustellen. Für uns, die wir mit einer Lautsprache als Muttersprache großgeworden sind, liegt dies daran, daß die kognitive Entwicklung – also auch die konzeptuelle und kognitive Erfassung der Welt – ab einem bestimmten Alter Hand in Hand geht mit der sprachlichen¹⁶. Kinder entdecken z.B. zwischen zwei und drei Jahren, daß zwei Ereignisse sich bedingen können, ausdrückbar in ‘wenn – dann’-Strukturen. Sie entdecken dann das Nacheinander von Handlungen, dann die Kausalität, die im Nacheinander stecken kann, die erwähnte Finalität, wenn hinter der Verursachung eine Intention steht. Interessanterweise haben sie die allergrößten Schwierigkeiten mit der Gleichzeitigkeit von Ereignissen: sowohl in der Gebärdensprache wie in der Lautsprache wird der Ausdruck der Gleichzeitigkeit als einer Relation zwischen Propositionen erst ab etwa sieben Jahren beherrscht – es geht also um den Typ ‘während Peter aß, schaute Paul zum Fenster hinaus’¹⁷.

¹⁵Hopper, Paul J. & Thompson, Sandra A. 1980. “Transitivity in grammar and discourse”. *Language* 56: 251–99.

¹⁶Vygotskij, Lev S. 1956. *Izbrannye psihologičeskie issledovanija : myslenie i rec’ ; problemy psihologičeskogo razvitija rebenka*. Moskva: Izd. Akad. Pedagogičeskich Nauk RSFSR. – Vygotskij, Lev S. 1962. *Thought and language*. Ed. and transl. by Eugenia Hanfmann. 2. print. Cambridge, Mass. : MIT Press. (Studies in communication). – Vygotskij, Lev S. 1964. *Denken und Sprechen*. In dt. Spr. hrsg. von Johannes Helm. - Berlin : Akademie-Verlag. – Siehe das Referat zu Vygotskij.

¹⁷Ferreiro, Emilia. 1971. *Les relations temporelles dans le langage de l’enfant*. Préface de Jean Pia-

Unser Hauptproblem ist nun, daß wir so über eine Reihe von sprachlichen Begriffen verfügen, die kulturelles Wissen voraussetzen, das insbesondere, wenn nicht sogar ausschließlich, sprachlich vermittelt ist: ‘Verbotsirrtum’, ‘Zinsabschlagsteuer’, ‘Novellenschema’, ‘Intertextualität’, ‘perorieren’ etc. Wenn wir sie in andere Sprachen übersetzen können, gibt dies aber wiederum einen Hinweis darauf, daß es ein konzeptuelles *tertium* geben muß, das zwischen den beiden Sprachen vermittelt.

Was ist mein Fazit?

1. Die von Eleanor Rosch entwickelte Prototypenlehre oder Lehre von der Familienähnlichkeit von Exemplaren, die bestimmten Kategorien zugeordnet werden, hat mit der sprachlichen Merkmalsemantik primär nichts zu tun. Die Sprachliche Semantik hat es mit einzelsprachlichen *significationes* zu tun, die Prototypenlehre mit Konzepten. Die eine befaßt sich mit der *prima*, die andere mit der *secunda impositio* im Erkenntnis- und Sprechvorgang. Die konzeptuelle Ebene ist weitestgehend außereinzelsprachlich relevant.
2. Die konzeptuelle Ebene ist jedoch von größter Bedeutung sowohl für unser Sprechen wie auch für unsere Sprachen. Für die Sprachen ist sie wichtig, weil sie die Kategorien liefert, die sich in allen unseren Sprachen, ihren Wortarten und in ihrer Syntax, wiederfinden. Für das Sprechen, weil nur die prinzipielle Unabhängigkeit von Konzeptebene und Sprachebene erklärt, wieso wir aus einer Sprache in die andere übersetzen können, wieso wir dasselbe in tausenderlei Weise sagen können – was eines der Hauptarbeitsgebiete von Hans-Martin Gauger ausmacht.
3. Schließlich ist die kognitive Semantik auch deshalb von größter Wichtigkeit für die sprachliche Semantik, weil sich zeigt, daß über die kognitive Modellierung, die *prima impositio*, stets und unvermeidbar, das Weltwissen auf das sprachliche Wissen projiziert wird. Wenn ich bei einem Stuhl als semantisches Merkmal ‘zum Sitzen’ als salient angebe, steckt darin das Wissen, daß es sich um ein Artefakt handelt, das jemand zu einem bestimmten Zweck – Finalität – gemacht hat. Ähnliches gilt vom Vogel, wenn ich als salientes Merkmal ‘kann fliegen’ angebe. Eine Semantik, aus der man sog. enzyklopädisches Wissen fernhalten kann, wäre ein Artefakt besonderer Art.

Und auch dies ist wieder eine alte These von Hans-Martin Gauger, der schon in seiner Antrittsvorlesung in Tübingen für die Zeitgenossen Dinge betrieben haben mag, die abseits vom mainstream liegen, die jedoch knapp drei Jahrzehnte später glänzend bestätigt werden¹⁸. Nur daß heute diese alten Texte niemand mehr liest, weswegen es ganz gut sein mag, sie wieder einmal in Erinnerung zu rufen.

get. Genève : Droz. (Langue et cultures; 1).

¹⁸Gauger, Hans-Martin. 1969. “Die Semantik in der Sprachtheorie der transformationellen Grammatik”. In: *Linguistische Berichte*. 1–18.